Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 14 (1938-1939)

Heft: 12

Artikel: Welche Ungerechtigkeit, die Sie als Kind erlitten, haben Sie bis heute nicht vergessen können? : Antworten auf unsere Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066892

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Reinhardt

WELCHE UNGERECHTIGKEIT,

die Sie als Kind erlitten, haben Sie bis heute nicht vergessen können?

Antworten auf unsere Rundfrage

Es hat uns keineswegs erstaunt, dass auf diese Rundfrage so viele Antworten eingelaufen sind. Jeder junge Mensch muss einmal die Ungerechtigkeit der Welt erfahren — wie könnte es anders sein — er wird auch einmal, zum erstenmal, sich ihrer so recht bewusst werden müssen.

Dass sich diese Erlebnisse am häufigsten in der Schule und im Elternhaus abspielen, ist weder für die erstere noch für das letztere belastend, sind sie doch *die* Welt für die Kinder. Es ist deshalb selbstverständlich, dass sie die tiefsten Eindrücke, also auch die traurigsten, umschliessen.

Weder Schule noch Elternhaus können den Kindern schmerzliche Erlebnisse ersparen, und wenn sie es wollten, wäre es ein falsches Ziel. An der « Hochschule der harten Püffe », wie es die Amerikaner sagen, muss jeder sein Examen machen.

Dennoch mag sich beim Lesen dieser Beiträge mancher Vater, manche Mutter und auch mancher Lehrer wieder einmal neu bewusst werden, wie leicht verletzlich das kindliche Gemüt ist und wieviel besser es ist, im Zweifelsfall zehnmal einen berechtigten Tadel nicht auszusprechen, als einmal eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Unsere Rundfrage wird den Leser nicht veranlassen, den Ungerechtigkeiten, die er selbst erlebte, nachzugrübeln; aber vielleicht hilft es mit, ihn vor der einen oder andern Achtlosigkeit zu bewahren, die, ohne dass er es weiss oder will, tiefe und bleibende Wunden schlägt.

Die Redaktion.

Die schöne Überraschung

An einem Sonntagmorgen erwachte ich einmal mit dem Wunsche, meinen Eltern eine richtige, sonntägliche Überraschung zu bereiten. Ich beschloss, selbst das Frühstück zu kochen. Sonntags ass man bei uns nie vor halb neun Uhr. Als ich mich im Nachthemd in die Küche schlich und mich an die Arbeit machte, war es gerade sechs Uhr ! In einer verborgenen Ecke des Küchenschrankes fand ich ein verschnürtes Schokoladepaket; dann ging ich auf die Pfannensuche. Alles, was mir geeignet schien zu diesem Zwecke, lag zu hoch. In meiner Reichweite stand nur der Sauerkrauttopf. Weshalb sollte man denn in ihm keine Schokolade kochen können? Schliesslich stellte ich den Topf, mit einem bräunlichen Brei bis fast zuoberst gefüllt, zum Kochen bereit. Dann deckte ich den Tisch. Und während ich drinnen ein sauberes Tischtuch ausbreitete und draussen gefahrverheissend der Schokoladebrei im Sauerkrauttopf sich erhob, weidete ich mich in Gedanken an der Freude meiner Eltern, und ich glaubte ihre Lobesworte süsser in meine Seele rieseln zu fühlen als die Schokolade in den Magen !

Ein merkwürdiger Geruch riss mich aus meinen Träumen. Das Gebräu im Sauerkrauttopf hatte seine Grenzen überschritten; in dünnen, braunen Bächlein lief es auf die Platte herab. « Ach, ein ganz klein wenig übergekocht, doch der Rest wird noch lang reichen ! » tröstete ich mich.

Nachdem ich angerichtet und die Pfanne auf den Herd zurückgestellt hatte, ging ich, einzuschenken. Doch der Weg von einer Küche ins Esszimmer ist lang, besonders für ein sechsjähriges Mädchen, das einen bis zum Rande gefüllten Milchhafen trägt. Verschiedene Male stiess ich an mit dem Ellbogen, so dass mir die Schokolade über die Finger rann ! Nach getaner Arbeit schlüpfte ich ins Bett zurück und ruhte mich auf den erträumten Lorbeeren aus, und zwar so ausgiebig, dass ich ganz verwundert und erschreckt die Augen aufriss, als ich mich am Arme geschüttelt fühlte. Ich verstand weder der Mutter Tränen, noch erfasste ich ihre Worte von « Flecken auf dem Teppich und Geschmier auf Stühlen und Tischtuch », von « einer schrecklichen Zuversicht auf dem Herde. » Doch allmählich kam mir die Erinnerung an mein Werk. Da suchte ich Mutter mit meiner Schokoladeüberraschung zu trösten. Aber damit hatte ich in ein Wespennest gegriffen: an allem sollte die « abscheuliche Schokolade und das nichtsnutzige Mädchen » schuld sein. Das war ich wohl nun in den Augen meiner Mutter, daran liess sich nichts mehr ändern. Ich hüllte mich in meine Decke und weinte über diese Ungerechtigkeit, über meine Mutter, über die hässliche Schokolade und über die ganze Welt.

Weshalb sind denn die Erwachsenen stets so eigensinnig? Warum sehen sie nur immer gleich die Flecken, die ungeschickten Nebenerscheinungen der guten Tat, und von einer wohlgemeinten Absicht merken sie überhaupt nichts ?

***

Die Schürze

Ich hatte von meiner Patin eine prächtig rote Schürze mit weissen Tüpflein bekommen. Die Schürze war mein Stolz. — An einem Morgen erlaubte mir die Mutter, dass ich mir dieses Kleinod umbinde. Mit hocherhobenem Kopf, auf dem zum Überfluss noch eine sommervogelähnliche, knallrote Schleife prangte, schritt ich zur Schule. Meine Schürze wurde dann auch gebührend bewundert von meinen Kameradinnen, und ich prahlte zudem mit meiner geschickten, gebefreudigen Gotte.

— Noch immer in gehobener Stimmung, kehrte ich um elf Uhr heim und stürmte in die Küche, wo die Mutter am Herde stand. Ich wollte ihr eben erzählen von meinen Trümpfen, als die Mutter den Kopf hob und entsetzt auf meine Schürze starrte. Ich schaute voll schlimmer Ahnung an mir herunter: Was war geschehen ? Unterhalb des Säckleins klaffte ein riesiger Dreiangel in meiner schönen, getüpfelten Schürze !

Die Mutter fasste mich scharf ins Auge: « Wie hast du das gemacht ? » fragte sie drohend.

« Ich weiss es nicht ! » gab ich leise zur Antwort.

Schon brannte eine Ohrfeige auf meiner Wange: « Das ist fürs Lügen ! Tu doch nicht so scheinheilig ! Ganz genau weisst du, wie dieses Loch zustande kam ! Wart nur, das sagen wir dem Vater ! »

Sie zog mich am Arm in die Stube, wo der Vater schrieb. Der legte die Feder beiseite. Er schalt mich nicht laut, aber er redete sehr ernst mit mir. Er sagte, der Riss an sich sei viel weniger schlimm als die Tatsache, dass ich gelogen hätte.

Ich schwieg. Eine unerklärliche Verstocktheit schloss mir den Mund. Ich konnte mit keinem Wörtlein erklären, dass ich von dem Unglück zuvor auch nichts bemerkt hatte und dass ich mit dem besten Gewissen vor der Mutter gestanden hatte.

Ich schwieg und empfing die Strafe: Ich durfte am Nachmittag nicht in die Geburtstagseinladung der Freundin. Ich musste ins Bett, und mein Bruder sollte im Nachbarhaus die Entschuldigung vorbringen, ich dürfe nicht kommen, ich hätte gelogen und müsse zur Strafe ins Bett. — Ich weiss noch, wie ich heimlich meinen Bruder unter Tränen bat, er möchte nicht sagen « gelogen », sondern nur « geschwindelt ». Dass ich es jedoch überhaupt nicht getan hatte, das vermochte ich auch ihm nicht zu sagen. Eine Scheu hielt mich davor zurück.

Ich litt lang und stark an diesem kleinen, unscheinbaren Erlebnis.

Im Anschluss an diese unglückselige Schürzengeschichte kamen mir schwere Zweifel darüber, ob mich die Mutter lieb habe und ob ich auch ganz gewiss ihr Kind sei und nicht irgendein « angenommenes » oder « gefundenes ».

***

Nimm nume dä da

Das an und für sich kleine Ereignis liegt mehr als 40 Jahre zurück. Aber es hat mir jahrelang Leid gebracht. Ich war damals ein fünf- bis sechsjähriger Bauernbub, der jüngste von sechs Geschwistern, ein Nachzügler. Mein Vater war zu dieser Zeit schon ein vermöglicher Mann, obwohl er seinen Hof 20 Jahre früher ohne einen Rappen eigenes Geld übernommen hatte. Unser Anwesen stand an der stark benützten Kantonsstrasse, was ihn bewog, einen Laden für ländliche Bedürfnisse einzurichten. Er war ein überaus tüchtiger Mann. Nicht nur war er Vertreter und Vertrauensmann einer grossen Bank, nein, er war auch Wunderdoktor, heilte Mensch und Tier, zog kranke Zähne und verschnitt männliche Haustiere. Daneben vernachlässigte er sein Gut keineswegs, er galt als Musterbauer, der als erster weit im Lande herum die Kunstdüngung anwendete. Er hatte damit so grosse Erfolge, dass die Nachbarn ob seiner mächtigen Ernten nur staunten. Trotz seiner Erfolge und des Ansehens, das mein Vater genoss, blieb er der einfache, für die Nöte seiner Mitmenschen hilfreiche Mann. Im Laden hatte er für alle seine Kunden und besonders Kundinnen freundliche Worte und Spässe. Ich selber hatte einen Heidenrespekt vor ihm, ja, ich fürchtete ihn. Mein Kindergemüt wollte nicht verstehen, wie er mit den Leuten so umgänglich

sein konnte, dagegen für seinen jüngsten Buben nicht nur kein freundliches Wort oder Geste, sondern nur barsche Zurechtweisungen übrig hatte. Meine um Jahre ältern Brüder bedachten mich mit Vorliebe mit spöttischen Übernamen. Eine Zeitlang hiess ich Gägu, später Schnürggi. Aber jedesmal nahm auch mein Vater diese Namen auf und rief mich so. Zu der Angst, die ich vor ihm hatte, fügte sich darum auch ein unsicherer Gedanke bei, dass er mich verachte.

Ein unvergessliches Geschehen sollte mir kleinem, grüblerischem Buben die grausame Bestätigung dafür bringen. Es war an einem sonnigen Junimorgen, alles lag in Blüte und frischem Grün. Ich trällerte lustig durch Haus und Garten. Doch jäh erstarb meine Fröhlichkeit, als ich den alten Hütlihändler die Strasse heraufkommen sah. Dieser hässliche und schmutzige Greis mit den bösen, geröteten Augen, der grollenden Stimme, dem schlurfenden Gange, behangen mit den blutigen Häuten von Chüngeln, Gitzi, Katzen und Hunden war für mich das wahrhaft haarsträubende Entsetzen. Machten doch alle diese Tiere meine Kinderwelt aus. Dieser Hütlihändler war ihr Mörder, der Saumensch ! Ja, als mir gar eines Tags mein Bruder flüsterte, er habe gehört, der Hütlihändler schinde auch kleine Buben, da peinigte mich dieser ekelerregende Mann sogar nachts im Traume.

Von sicherm Versteck aus beobachtete ich ängstlich das Herannahen meines Feindes. Mit grösster Erleichterung stellte ich fest, dass er diesmal nicht zu uns kam, sondern in der Richtung des benachbarten Dorfes weiterzog.

Da kam von ungefähr der gleich alte Nachbarsbub hinzu und berichtete mir, seine Mutter sei im Laden. Wir gingen zusammen dorthin, in der Hoffnung, es gebe ein Zuckertäfeli zum Naschen. Wir drückten uns vor der Ladentüre herum, während unsere Alten drinnen plauderten. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel stand plötzlich der Hütlihändler bei uns. Mir wurde wind und wehe. Da rief der Kerl in den Laden hinein: « Wele vo dene Buebe soll i näh ? »

Ich war starr. Doch mein Vater zeigte auf mich und rief: « Nimm nume dä da ! »

Mir sträubten sich die Haare, und von tödlicher Angst getrieben rannte ich laut aufheulend davon. Atemlos erreichte ich den Wald, wo ich mich im dunkelsten Dickicht der Jungtannen verkroch, nicht achtend der Kratzer, welche mir Brombeerranken und die untern dürren Äste der Tannen beibrachten. Todunglücklich und von namenlosem Schmerze geschüttelt lag ich lange, lange Zeit am Boden, die Augen geschlossen, das Gesicht der Erde zu. Mein Tränenstrom floss unaufhaltsam in den von dürren Nadeln bedeckten Boden.

«Wenn i doch nume würdi stärbe !» rief es unaufhörlich in mir. « Em Hütlihändler het er mi wöue gäh, my Vatter ! Er het mi nümme gärn, er hasset mi ! I cha nie meh hei ! Stärbe, stärbe, lieber stärbe ! »

Bald war mir schrecklich heiss, dann schüttelte mich wieder ein kalter Schauder. Ich wälzte mich, von Seelenschmerz gemartert, in wildem Schluchzen am Boden. Doch mit der Zeit ermattete ich und fiel in einen Zustand dumpfen Schmerzes. Ich sah nirgends einen Trostschimmer. Unmerklich stieg in mir der Hass gegen meinen Vater auf. Es war ein leidender Hass, der mir jahrelang wehtat. Völlig ermattet lag ich da und wusste keinen Ausweg als sterben. Aber wie ich das machen sollte, wusste ich nicht. « Stärbe, u de chunnsch i Himu », dachte ich noch und schlief ein.

Mein Vater hat vieles für mich getan. Er hat mich, wie übrigens meine Geschwister, zu schwerer Arbeit herangezogen. Er nahm die Opfer auf sich, mir diejenige Bildung und Unterlagen zu verschaffen, die mir erlaubten, den Existenzkampf mit Erfolg aufzunehmen. Vernunftgemäss muss ich ihm dafür dankbar sein. Mit 14 Jahren verliess ich mein Vaterhaus und die so liebe Heimat, um von da an in der Großstadt zu leben.

Aus dem Burebueb ist noch heute kein Städter geworden, und noch heute geht seine Sehnsucht nach der Heimat mit den unvergesslichen Wegen und Wägli, nach den lieblichen Tälchen, den anmutigen Höhen mit den uralten Wettertannen, den Wäldern mit den murmelnden Forellenbächen.

Als mein Vater das Zeitliche segnete, erreichte mich die Nachricht auf einer Reise, weit entfernt. Er lag friedlich im Sarge, als ich im Sterbehaus ankam. Ich empfand keinen Schmerz, und keine Träne kam mir ins Auge. Als das Leichengeleite auf dem Friedhof eintraf, brach plötzlich ein fürchterliches Hagelwetter los, und ich höre noch heute, wie die Schlossen hohl auf den Sarg polterten.

***

Der Blumenstrauss

Es war Frühling. In unserm Garten blühte der Flieder, und ich war ein kleiner Zweitklässler. Da kam mir der Gedanke, meinem Lehrer einen Strauss zu bringen. Ich freute mich im voraus auf die Freude, die er damit haben würde. Ich brachte die Blumen in die Schule und streckte sie dem Herrn Lehrer über den Pultrand entgegen. Da fuhr er mich unwirsch an: « Wo häscht die gstole ? »

Ich verteidigte mich nicht, sondern ging still weinend auf meinen Platz. Und den Stich, den mir dieser ungerechte Verdacht in mein Kinderherz gegeben, habe ich bis heute nicht vergessen.

***

Dreifaches Unrecht.

Eines Nachmittags erging es mir recht schlecht. Damals war ich zehn Jahre alt, und heute sind es 25 Jahre her. Ich erinnere mich noch an das kleinste Detail jener Geschichte. Wir Schüler hatten von drei bis vier Uhr Schreibunterricht. Schönschreiben. Vier Uhr war die Schule aus. Im Schönschreiben war ich sehr ungeschickt. Damals gab es ein grausames System, um schreiben zu lernen, wenigstens in unserer Schule. Das ganze Gewicht der schreibenden rechten Hand musste auf dem ausgestreckten kleinen Finger ruhen. Der kleine Finger musste führend der Heftlinie nachgleiten. Unter den Ringfinger schob der Lehrer denjenigen Schülern, welche die schlechteste Fingerhaltung hatten, ein kleines, erhöhtes, hohles Dreieck aus grauem Blech. Er nannte das kleine, graue Blechgehäuse das « Mäuschen ». In der Tat hatte es auch etwas von einer ganz kleinen Maus. Also das « Mäuschen » wurde am Ringfinger festgemacht, und der Finger sollte dadurch seine richtige Lage erhalten. Nun kamen noch Mittelfinger, Zeigefinger und Daumen an die Reihe. Diese mussten, ohne « Knödli » zu machen, den Federhalter und die spitzige « Lanzenfeder » halten. Die drei Finger hatten die Pflicht, den Federhalter in einer regelmässigen Rundbewegung zu führen. Ich kann heute noch meine fünf Finger genau so halten und die dazugehörenden Bewegungen machen, wie es der Lehrer damals verlangte. Aber jene Schreibstunde an jenem Nachmittag verlief für mich qualvoll und ohne Erfolg. Der Lehrer beschloss daher, mich als einziges Mädchen mit noch zwei Buben bis halb fünf Uhr in der Schule zu behalten und weiterschreiben zu lassen. Um vier Uhr gingen alle andern Kinder weg. Ich hielt meine rechte Hand hoch, und auf die Frage des Lehrer stand ich in der Bank auf und sagte ihm, dass ich mit meiner

Mutter nach vier Uhr verabredet sei, und dass sie auf mich warte und er mich doch bitte gehen lassen wolle.

Hier muss ich beifügen, dass meine Mutter der Meinung war, ich solle ausserhalb der Schulzeit noch etwas Malunterricht nehmen. Gerade an jenem Nachmittag wollte meine Mutter mit mir zu einer bekannten Frau gehen, um mich bei ihr für den Malunterricht anzumelden. Diese Frau wohnte am Kreuzplatz. Ich ging an der Rämistrasse zur Schule, und meine Mutter erwartete mich deshalb 4 Uhr 10 am « Pfauen ». Ich freute mich sehr auf diesen Malunterricht. Nun sass ich aber in den Händen dieses für mich furchtbaren Lehrers. Er war schon über 60 Jahre alt, trug einen ungepflegten Bart und eine blaue und weisse, in der Mitte geteilte Brille. Er ging mit dem « Tatzenstock » zwischen den Bankreihen auf und ab und schlug, bei mir stehen bleibend, mit dem Stock auf das Pult nieder und sagte, dass ich lüge. Meine Mutter würde mich nicht erwarten, ich solle schreiben, und er werde beim Fenster hinausschauen auf den Platz, um zu sehen, ob meine Mutter auf mich warte. Ich sagte zitternd, jedoch mit fester Stimme, dass meine Mutter nicht vor der Schule stünde, sondern oben am «Pfauen» auf mich warte. Er ging jedoch zum Fenster und schaute hinunter. Er schaute lang hinunter und kam dann wütend zurück und meinte, meine Mutter stünde nicht unten und das mit dem Abholen wäre erlogen. Er schob mir das « Mäuschen » unter den Finger, sah zu wie ich schrieb. Ich zitterte sehr mit der Hand und schrieb schlecht. Da schlug er mir kurzweg mit dem Stock über die Hand und befahl, dass ich nun sofort und ohne zu zittern schön zu schreiben hätte. Ich weiss heute noch, wie ich unglücklich war und wie ich am ganzen Körper bebte. Die Wut packte mich, dass mir der Lehrer nicht glaubte. Der Gedanke, dass meine Mutter nicht so lang auf mich warten würde, dass ich sie nachher umsonst suchte, brachte mich in eine fürchterliche Aufregung. Und dann war ich empört, dass er mir auf die Hand geschlagen hatte, denn so war es doch unmöglich, gut zu schreiben.

Trotz aller meiner Mühe, die ich mir verbissen gab, tropfte die Tinte vom Tintenfass, welches in der Bank eingelassen war, auf das Geschriebene und sogar auf meine schöne, weisse, duftige Trägerschürze, welche mir meine Mutter für den Besuch frisch angezogen hatte. Ich dachte mir, der Lehrer sollte doch der Schürze an schon sehen, dass ich einen Besuch machen sollte und dass ich nicht lüge. Der Lehrer stand aber bis punkt halb fünf Uhr neben mir, hiess mich die Finger richtig halten. Mir rollten die Tränen über das Gesicht. Er stand noch mit dem Stock neben mir, bis ich alles schön aufgeräumt hatte, und er selbst versorgte dann das « Mäuschen » umständlich in seiner Pultschublade. Ich rannte dann davon, schlecht gekämmt, nervös und voller Angst die Rämistrasse hinauf.

Am « Pfauen » an der abgemachten Stelle stand lächelnd meine Mutter, geduldig wartend. Sie grüsste mich freundlich, sah meine Schürze, meine verweinten Augen, meinen ganzen Zustand, und sie fragte nach gar nichts. Ich war atemlos. Sie rückte die Bänder an meinen Zöpfen zurecht und sagte etwas von « nicht so rennen ». Aber ich wäre ja nie auf den Gedanken gekommen, dass Mütter so lang warten können. Wir stiegen ins Tram zum Kreuzplatz, und bei der bekannten Frau wurden meine Malstunden für zweimal in der Woche festgelegt.

Abends machte ich meiner dreifach erlittenen Ungerechtigkeit Luft, indem ich meiner Mutter erzählte, dass mich der Lehrer, trotzdem ich ihm sagte, dass sie auf mich warte, in der Schule behielt, dass er mir auf die schon ohnehin ungeschickten Finger schlug, und dass er mir sagte, dass das « mit dem Abholen » erlogen sei.

***